

Gastkolumne

Frankreichs Problem ist der Glanz von Paris

So egalitär die politische Kultur unseres Nachbarlandes angelegt ist, so exklusiv funktioniert sein sozialer Raum



Caspar Hirschi

Kein Nachbarland ist der Schweiz so fremd wie Frankreich. Sehen wir Bilder aus den Banlieues mit verkohlten Bussen und geplünderten Boutiquen, wännen wir uns nicht wenige Stunden, sondern mehrere Lichtjahre von der französischen Realität entfernt. Die Ereignisse lassen sich mit unseren Ferien-erinnerungen aus der Provence, den Pyrenäen oder Paris nicht mehr in Einklang bringen. Wenn Jugendliche ihre Wut im Anzünden von Schulen und im Stehlen von Kleidern ertränken, verstärkt sich dagegen ein Eindruck, den schon die Strassenschlachten der Gelbwesten und die Demonstrationen gegen die Rentenreform geweckt haben: In Frankreich wird nicht mehr für eine bessere Zukunft gekämpft. Im besten Fall dreht sich der gewaltsame Protest noch um die Sicherung von Privilegien aus der Vergangenheit, im Regelfall erschöpft er sich in der selbstzerstörerischen Bestätigung der eigenen Resignation.

Dabei ist es noch nicht so lange her, da galt Frankreich als Land der Zukunft. Genauer gesagt, es war die Hauptstadt und nur sie allein, die für die Welt von morgen stand. Paris war das Silicon Valley des 20. Jahrhunderts, und das ganz ohne das Doping technologischer Innovationen; seine besten Köpfe hatten eine disruptive Wucht, an die heute

kein kalifornischer KI-Prophet heranreicht. Wer die Entstehung weltverändernder Theorien, Kunststile und Lebensformen miterleben wollte, pilgerte an die Seine. In Paris rüsteten sich Reformer und Revoluzzer aus allen Kontinenten ideologisch auf, bevor sie in ihren Ländern politisch ans Werk gingen. Vorkämpfer der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung, die gegen die Rassentrennung in den Vereinigten Staaten protestierten, sahen Paris als Pflaster eines gleichberechtigten Miteinanders von Weissen und Schwarzen, die gemeinsam Kinder zeugten und diese liebevoll «Café au lait» nannten. Der Kontrast zu den heutigen Bildern aus der Banlieue könnte nicht grösser sein.

In der enormen Sogwirkung der Metropole liegt aber auch eine Ursache der heutigen Probleme. Von Paris aus gesehen, versank die übrige Welt in den provinziellen Niederungen. Straften Pariser das nahe Ausland mit Nichtbeachtung, so das französische Umland mit Verachtung. So egalitär die politische Kultur Frankreichs angelegt ist, so exklusiv funktioniert der soziale Raum. Seit mehr als zweihundert Jahren lautet das Versprechen an alle Franzosen: Wenn du dich anstrengst, kannst du Pariser werden. Im Umkehrschluss heisst das aber: Bleibst du in der Provinz, hast du dein Leben verwirkt. Schon für Voltaire war der Weg vom Fanatismus zur Vernunft identisch mit jenem von der Provinz nach Paris. Als dann junge Landeier reihenweise ihr Glück in der Metropole suchten, entlarvten Balzac und Stendhal ihre Aufstiegs- hoffnung als grosse Illusion. In ihren Romanen erscheinen die ehrgeizigen Provinzkinder als nützliche Idioten, die von den Pariser Eliten nach Gutdünken aufgesogen und ausgespuckt werden.

Kein Wunder, ist die Musik in Paris verstummt. Der Einzige, der noch an das Versprechen glaubt, ist der Präsident selbst.

Im späten 20. Jahrhundert stellten dann sogar jene, die es tatsächlich vom Hinterland auf die Hauptbühnen von Paris geschafft hatten, das Aufstiegsversprechen in Abrede und inszenierten ihren eigenen Erfolg als unvorhergesehenen Unfall des Systems. Pierre Bourdieu hat damit angefangen und bis heute Epigonen von Annie Ernaux bis Didier Eribon gefunden.

Welche Hoffnungen sollen denn die Jugendlichen in den heutigen Banlieues noch hegen, wenn sich selbst die steilsten Aufsteiger aus der Provinz mit medialer Breitenwirkung als verhinderte Verlierer darstellen? Kein Wunder, ist die Musik in Paris verstummt. Der Einzige, der noch an das Versprechen glaubt, ist der Präsident selbst, dieser begabte Bursche aus der Provinz. Nur steht Emmanuel Macron so einsam da in seinem Optimismus, dass ihm dieser von allen Seiten als Arroganz ausgelegt wird.

Wer nun aus der Schweiz zum Schluss gelangt, Frankreich brauche eine stärkere Leitkultur, erkennt sowohl die helvetische wie die französische Geschichte. In der modernen Schweiz wäre ja niemand auf die Idee gekommen, den Genfern und Appenzellern zu erklären, dass aus ihnen etwas werden könne, wenn sie sich in Zürcher verwandelten. Frankreich hat längst eine starke und homogene Leitkultur, und darin besteht gerade das Problem, denn sie ist für die meisten Franzosen unreichbar. Das Land brauchte mehr Inklusion als Integration, mehr Teilhabechancen als Anpassungsdruck. Die Provinzialisierung von Paris wäre dafür der erste Schritt.

Caspar Hirschi ist Professor für Allgemeine Geschichte an der Universität St. Gallen.



Medienkritik

Erwachsene, die im Park Hund spielen



Felix E. Müller

Kürzlich publizierte «20 Minuten» einen Beitrag über die Schweizer Puppyplay-Szene. Es handle sich dabei um eine Freizeitaktivität, die darin bestehe, dass Menschen in Hundemasken auf allen vieren durch Parks geführt würden und sich wie Hunde verhielten, dirigiert von einem Herren oder Frauchen.

Die Szene zähle rund 100 Personen, hiess es weiter – was die Frage aufwirft, warum überhaupt darüber geschrieben wird. Doch der Autor begründet die Relevanz seines Beitrags damit, es gehe darum, Vorurteile gegenüber den Puppyplayern abzubauen. Ein hehres Ziel des heutigen Journalismus! Dieser will täglich Diskriminierungen aufspüren und bekämpfen, wobei stets eine vorurteils-erfüllte Mehrheit am Pranger steht, die eine Minderheit in ihrer gesellschaftlichen Anerkennung behindere.

Hatte dieser Ansatz bei Themen wie der Gleichberechtigung von Schwarzen oder Homosexuellen seine Berechtigung, ist er mittlerweile degeneriert. Heute beklagt jede Splittergruppe, sie werde diskriminiert, und fordert gesellschaftliche Anerkennung, wenn nicht gleich noch staatliche Förderung. Grundsätzlich kann es einem egal sein, ob Erwachsene in Hundemasken durch die Gegend kriechen. Aber ich komme auch nach längerem Nachdenken zum Schluss, es gebe sinnvollere Freizeitaktivitäten. Erliege ich deshalb einem Vorurteil? Bin ich ein schlechter Mensch?

Die Gedankenlosigkeit, mit der Medienschaffende die Floskel «Abbau von Vorurteilen» brauchen, weckt den Verdacht, dass diese selbst einem Vorurteil gegen das Vorurteil erlegen sind. Nicht jedes Urteil ist ein Vorurteil. Wer ständig das Gegenteil postuliert, fördert einen Backlash gegen Minderheiten, die wirklich schutzbedürftig sind, Schwarze oder Homosexuelle etwa. In den USA hat er bereits mächtig Fahrt aufgenommen.

Felix E. Müller präsidiert den Stiftungsrat der Journalistenschule MAZ in Luzern.

51 Prozent

Mein kleines, schmutziges Haushaltsgeheimnis



Nicole Althaus

Das bisschen Haushalt macht sich von allein, sagt mein Mann», sang Johanna von Koczian 1977. Heute muss ich dem Mann Recht geben. Aber bis ich herausgefunden habe, wie das bisschen Wäsche «kein Problem» und das Bügeln «ganz bequem» wird, hat es verdammt lang gedauert. Die Haushaltslücke zwischen den Geschlechtern hält sich nämlich so zäh wie der Schlager, der die Rollenverteilung parodiert. Und das, obwohl sich Löhne angleichen, Männer mehr Kinderbetreuung übernehmen und Frauen häufiger Karriere machen.

Gute drei Jahrzehnte ist es her, dass die amerikanische Soziologin Arlie Hochschild in ihrem Buch «The Second Shift» zeigte, wie der Feminismus Frauen zwar zur Berufstätigkeit

befähigte, sie aber nicht von dem Berg Schmutzwäsche befreien konnte, der ihnen nach Feierabend eine zweite Arbeitsschicht beschert. Unzählige Studien versuchten diesem Phänomen auf den Grund zu gehen. Einige kamen zu recht unterhaltsamen Ergebnissen, die man allerdings auch ohne wissenschaftliches Setting hätte voraussagen können: zum Beispiel, dass Männer Schmutz durchaus auch sehen können. Oder dass weniger Streit und mehr Sex hat, wer sich Kochen und Aufräumen teilt.

Andere Ergebnisse sind wenigstens auf den ersten Blick überraschend: So hat die University of Bath erst kürzlich in einer Untersuchung gezeigt, dass der weibliche Anteil im Haushalt zu- und nicht abnimmt, wenn die Frau mehr verdient als der Mann. Die Erklärung dazu bestätigt das Fazit aller Haushaltsstudien, die mir je zu Gesicht gekommen sind: Rollennormen lassen sich nicht auf den Index setzen wie unliebsame Worte.

Hinterfragen kann man sie allerdings. Und seit ich in einer Frauen-WG mit meiner Tochter hause, frage ich mich vor allem, wie viel Hausarbeit mit der Rolle zu tun hat und wie viel mit einer Norm, jenseits von Geschlecht.

Es bleibt nämlich nicht weniger liegen, seit ich keinem «faulen Mann» mehr die Schuld geben kann. Aber ich bin nicht mehr die Erste, der es zu blöd wird, über leere Flaschen zu klettern. Ich trinke den Kaffee notfalls auch ohne Milch, und: Mein Vorrat an Unterwäsche hält länger als jener der Tochter. So kommt es, dass sie nicht selten als Erste den Wunsch verspürt, zu waschen, und ich endlich kapiere, warum Männer 18 identische Boxershorts im Schrank liegen haben.

Mehr noch, ich bin in letzter Zeit zur Meisterin in Hausarbeitsteilung mutiert: Ich klage nicht mehr über die ungleiche Aufteilung, ich reduziere meinen Einsatz einfach clever: Seit ich keine Süssigkeiten und Chips mehr nach Hause bringe, geht die Tochter häufiger einkaufen. Seit ich ihr freien Zugang zu meinem Kleiderschrank gegeben habe, bügelt sie. Schliesslich ist mir nicht entgangen, was sie sich gern und oft borgt. Und so hänge ich die gewaschenen Hemden oder das Jeanskleid öfter einmal ungegältet in den Schrank. Es ist sogar schon vorgekommen, dass ich meine Sneakers, die sie ebenfalls liebt, schmutzig draussen habe stehen lassen. Sie hat sie dann verbotenerweise in

Mittlerweile weiss ich sogar, wie ich meine Tochter zum Putzen bringe, ohne ein Sterbenswörtchen zu sagen.

die Waschmaschine gesteckt, aber sie waren blitzsauber. Mittlerweile weiss ich sogar, wie ich sie zum Putzen bringe, ohne ein Sterbenswörtchen zu sagen. Ich bin dann einfach einmal ein Wochenende weg, und da sie die Gelegenheit einer sturmfreien Bude nicht ungenutzt vorüberziehen lässt, sind die Spuren der Party, wenn ich nach Hause komme, genauso entfernt wie der angesammelte Schmutz der beiden Bewohnerinnen.

So macht sich das bisschen Haushalt heute tatsächlich fast von allein, und ich wundere mich bloss, warum ich nicht schon viel früher darauf gekommen bin. Zum Beispiel als ich mit einem Mann zusammenwohnte. Die Geschlechternormen, so meine Vermutung, sind in Sachen Haushaltsführung womöglich viel weniger ausgeprägt als die ganz persönlichen Massstäbe und Vorlieben. Und vielleicht lässt bloss die Kreativität in der Problemlösung nach, wenn man für alles, was liegenbleibt, einfach das andere Geschlecht anklagen kann. Das, so finde ich, wäre durchaus einmal eine Studie wert.

Nicole Althaus ist Chefredaktorin Magazine bei der «NZZ am Sonntag».